Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 20

Artikel: Hausgeister
Autor: Naef, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669655

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es ist leichter, einen Tiger am Berg zu fangen, als Geld zu borgen.

Die Freude, Gutes zu tun, ist die einzige Freude, die sich nicht erschöpft.

Die Grundsätze großer Menschen erleuchten das Weltall.

Ein Mann, der nicht lächeln kann, soll keinen Laden auftun.

Betrage dich gegen jedermann, als ob du einen großen Gast empfingest.

Wo es einen Mann gibt, der nicht arbeitet, oder eine Frau, die nicht spinnt, wird irgendwer im Reiche Hunger oder Kälte leiden.

Der Fischer im Frühling.

Li-Tai-Po.

Der Schnee ward aufgesogen von der Erde,
Schon sind die Pflaumenbäume weiß von Blüten,
Die Weiden stehn in goldigem Gewand.

Wie flüssiges Silber dehnen sich die Teiche,
Die Schmetterlinge mit den duftigen Flügeln
Ruhn auf den Blumen aus und trinken Tau.

Der Fischer auf dem Kahn im stillen Wasser
Wirft fröhlich sein gestricktes Netz hinaus,
Das jäh zerbricht des Wassers Silberspiegel.

Er denkt an sie, an deren Seite er
Geruht, wie eine Schwalbe in dem Neste
Zur Seite des geliebten Weibchens schläft.

Er denkt an sie und hofft auf seine Netze,
Um Nahrung heimzubringen der Geliebten,
So wie der Vogel seinem Weibchen tut.

Hausgeister.

Sumatra-Erinnerungen, erzählt von Paul Naef.

Wenn der junge Auswanderer nach dem fernen Osten fährt, dann belebt sich seine Phantasie mit viel großem Ungetier; Tiger, Elephanten, Orangutans, Riesenschlangen, Krokodile und anderes mehr harren dort seiner Ankunft und seiner Büchse, und er kann sich nicht genug tun, an Erzählungen älterer Pioniere und an der Hand von Jagdbüchern sich auf die kommenden Abenteuer vorzubereiten. Von den kleinen und unscheinbaren Vertretern der Tierwelt aber, die seine täglichen Genossen vom ersten Tage an sind und bleiben werden, während jene reißenden Ungetüme ihm vielleicht gar nicht oder doch recht selten zu Gesichte kommen, hat er keine Ahnung. Er wird sie erst später kennen lernen, sie dann rasch als selbstverständlich hinnehmen und bald gar nichts mehr beachten, sowenig wie seinen eigenen Pulsschlag, seine sich stets gleich bleibende Tageseinteilung. Da es zur Besonderheit jenes Himmelsstriches gehört, daß der tätige Pionier kaum je zur Selbstbesinnung kommt, und daß ihm Ruhe zugleich Schlaf oder Ausspannung in lärmender Gesellschaft bedeutet, sagen die treu ausharrenden kleinen Hausgenossen seiner Aufmerksamkeit nur in seltenen Augenblicken etwas Besonderes. Aber dennoch würde er sie bei ihrem Verschwinden sofort vermissen, denn sie gehören zur indischen Umgebung, mit ihren Geräuschen mehr noch als in ihrer körperlichen Erscheinung. Darum sei auch diesen Kleinen ein Erinnerungsblatt gewidmet; bleibt ja der heutige Geschichtschreiber nicht mehr allein bei den Großen der Erde stehen.

* * *

Der Jüngling ist nach wochenlanger Meerfahrt am frühen Morgen im kleinen Hafenort gelandet, der in die große Stille des Sumpfurwaldes eingebettet liegt. Sein bisher durch die glitzernde Meeresfläche geblendetes Auge, seine durch das wild pulsierende Leben farbenfroher Hafenstädte verwöhnten Sinne stoßen plötzlich auf grau-grüne Einöde, auf die lässige Geschäftigkeit weniger Hafenmenschen von weißer und dunkler Hautfarbe und Kleidung. Hinter Palmwedeln und zerschlissenen Pisangblättern halb verborgen, umrahmen unschöne Atahütten die kleine Bahnstation und die niedern Güterschuppen, davor auf schmutzigen Wassern eine kleine Flotte chinesischer Handelsschiffe schaukelt. Über allem schwebt und alles durchdringt ein wüster Geruch, ein Gestank von Fäulnis aus Land und Wasser — von

Früchten, von Fischen, von Teer und von Garküchen, von Vierfüßlern und Menschen, dem erst entronnen wird, wenn der gemütlich pustende Eisenbahnzug mit den neuen Gästen den Weg ins Landesinnere antritt. Da werden dann die Lüfte rasch ärmer an Riechstoffen, wenn auch ihre schwere, feuchte Wucht weiter lastet auf dem schweißtriefenden Reisenden. Auch folgt ihm die Stille des Urwaldes vom Hafenort ins Herz des Landes. Nur im Bahnhofe der größeren Hauptstadt und in ihrem Schoße selbst, wo Rast gemacht wird, gibt es eine wohltuende Unterbrechung: da rauscht das Leben wieder mächtiger, da haben sich wieder Menschen zu gemeinsamer Ansiedelung, zu gemeinsamer Beschäftigung zusammengetan, haben sich Steinhäuser gebaut, Hotels, Banken, Klubgebäude, ja sogar eine Kirche — alles um einen großen Rasenplatz herum, darauf Kolonialsoldaten Gewehrgriffe und Parademarsch üben.

Aber nicht lange währt dieses Echo zurückliegender großer und schöner Reiseeindrücke, denn bald geht es wieder in die Einsamkeit hinein mit Bahn und schließlich einem engen Pferdewägelchen, durch mannshohe Grassteppe und niedern Busch hinaus auf die Pflanzung. Und schon ist es Abend geworden — denn der Tropentag mißt nur einen kurzen Bogen von zwölf Stunden ab am steil gewölbten Himmel — als der durch und durch Geschüttelte am Ziele anlangt, von Vorgesetzten empfangen und einem Kollegen zur ersten Beherbergung übergeben wird. Und bald schart sich die ganze Gesellschaft der Assistenten um den Neuankömmling, über dessen Qualifikation, sich ihrer Gemeinschaft anzupassen, jeder sein eigenes Urteil haben möchte. Ist er wohl ein Streber oder ein fröhlicher, harmloser Zechgenosse? Einer, der ihnen auf dem Wege zum allein seligmachenden Administrateurposten voraneilen wird, oder ein wackerer Mitstreiter gegen die Despotie des Vorgesetzten, die auf ihnen allen lastet? Aber keiner läßt seine innersten Gedanken merken; alle tragen bei zu unbefangener Fröhlichkeit und werden nicht müde im Fragen nach der fernen Heimat und im Geben nützlicher Ratschläge an den Neuling, den „Sin-

Assistentenhaus

keh". So verrinnen die eilenden Stunden bei Geplauder, Gesang und kühlem Biertrunk, bis Mitternacht an irgend eine nahe Hängeuhr pocht und die frohen Zecher an die morgige Pflicht mahnt, vor Tagesanbruch die Kulischar wieder an die Arbeit zu treiben.

Ein kräftiges Händeschütteln — und das Häuflein zerstiebt: die Einen wandern zu Fuß in ihre nahen Hütten, die Andern zwängen sich in die engen Karren, davor ungeduldige Battak-Hengstchen den Boden stampfen. Und es wird ruhig im Hause. Der chinesische Diener läßt die aus Rottanstreifen und Schnüren geflochtenen, mit blauem Tuche überzogenen Kres (Storen) der Veranda herab, räumt die Gläser und leeren Flaschen vom Tische und verschwindet mit ihnen in den Hintergebäuden, wo ihm die eigene Schlafstelle steht. Der Hausherr aber führt seinen Gast zur ersten Nachtruhe auf sumatranischem Boden und erklärt ihm das Geheimnis des Moskitonetzes. Sollte sich trotz der Sorgfalt des Dieners dennoch eine Mücke im Innern befinden, dann sei sie schnell gefangen auf dem hellen Untergrunde des Gewebes, da ja die Lampe im Zimmer brennen bleibe — es sei das Letztere aus Vorsichtsgründen Sitte im Lande. Der Jüngling müßte sich anders die Maxime jenes alten Pflanzers zu eigen machen, der sich bei der Feststellung beruhigte: „was drinnen sei, sei drinnen; und hätten die Moskitos genug Blut getrunken, dann würden sie von selbst Ruhe geben — auch mit ihrem singenden Fluge um die menschlichen Ohren." Aber es gehöre ein dickes Fell zur Befolgung dieses Grundsatzes, der deshalb wenig Anhänger besitze. Und der Gastgeber empfiehlt sich in sein, nur durch einen schmalen Gang und zwei dünne Bretterwände abgetrenntes, eigenes Schlafzimmer. Über diesen zwei nach oben offenen Verschlägen, daran sich vorn die Veranda und hinten das sog. Eßzimmer anreihen, wölbt sich hoch das aus Palmblattstreifen geflochtene Hausdach auf Rundholzsparren und Holzrippen. Alles liegt im Dämmerscheine der zwei in den Schlafgemächern glimmenden Petrollämpchen.

Der Gast überzeugt sich, daß die Bretter des Fensterladens, der ihn von der unbekannten nächtlichen Außenwelt abschließt, gut verriegelt sind, und verliert nicht mehr viel Zeit, sich in dem mit wenigen vergilbten Bildern geschmückten Raume umzuschauen; er wirft die leichte Tropenkleidung auf den Stuhl und umgürtet sich mit dem frisch duftenden Sarong. Dann schlägt er die fein gewobene Zeltwand über dem breiten Bette auseinander, nicht weiter, als daß er hineinschlüpfen kann, und schwingt sich auf den weichen Pfühl, sofort hinter sich die Tuchflügel straffend und unter die Matraze stopfend.

Da läge er nun also im ersten sumatranischen Bette, müde von den vielen neuen Eindrücken und nicht zuletzt vom späten Gelage. Und wie sein Bewußtsein eindämmern will — da, horch! — da schrickt er wieder auf. Wo kommen plötzlich diese Töne im stillen Hause her? — Laut und ganz nahe! Wie das Ticken einer Riesenpendeluhr, aber unregelmäßig und von Zeit zu Zeit aussetzend.

„Schlafen Sie schon, Herr X.?" — „Fast, aber wo fehlt's?" — „Haben Sie noch etwas nötig?" — „Nein, aber sagen Sie bitte, was bedeutet dieses Geräusch da im Hause? Hat sich irgend ein Tier hinein verirrt?" — „Nicht, daß ich wüßte, ich höre nichts." — „Aber gerade jetzt! Dieses unheimliche klopfartige Rufen! — In meinem Zimmer selbst scheint es zu sein." — „Aha, der Gekko! — Der tut Ihnen nichts zuleide; der gehört ins Haus und singt Ihnen das Schlummerlied. Schlafen Sie wohl!"

Der Gekko? — Ja, da war der Frager nicht viel gescheiter als vorher; nur besaß er jetzt die Beruhigung, daß das Tier oder, was es war, zum Hause gehörte und nicht zu fürchten war. — Und wie sein Name zu seinem Lärmen stimmte! Ja, das ist es: „gekko, gekko" ruft es immer wieder, schnell, dann langsamer werdend und ersterbend — aussetzend, bis ein neuer Anlauf erfolgt. Und über dieser Wahrnehmung schläft der Müde endlich ein.

In dieser Weise macht sich gewöhnlich die Bekanntschaft mit dem Gekko, dieser großen Eidechse, die den Fremdling aus dem Hotel oder ersten Privatgasthaus in sein eigenes Heim begleitet — unsichtbar, aber desto pünktlicher und unfehlbarer mit seinem Ruf. Das äußerst häßliche Tier — ein kleines Krokodil — lebt an den Wänden und hält sich tagsüber hinter Bildern und Vorhängen versteckt. Aufgestört, bewegt es sich mit fabelhafter Geschwindigkeit, so daß es dem menschlichen Auge kaum erhaschbar wird. Seine Jagdbeute sind die vielen Insekten im Hause: Mücken, Käfer, Schmetterlinge, Heuschrecken, Ameisen, die im Schatten der menschlichen Wohnung Schutz und Nahrung

suchen, oder aber vom Lichtscheine des Nachts angelockt werden. Scheibchenartige Ausbreitung der fünf Zehen befähigt den Gekko, sich an den Wänden fest zu saugen und die lotrechten Flächen mit einer Schnelligkeit zu beherrschen, wie wenn es horizontaler Fußboden wäre. Sein geheimnisvolles Gebaren, d. h. seine Unsichtbarkeit bei solch akustischer Aufdringlichkeit, macht ihn zu einer Art Nachtgespenst in sagenhafter Umschleierung. Die Eingeborenen wissen da nicht genug zu erzählen von seiner Giftigkeit und seinem Einfluß auf häusliche Geschehnisse, wobei es — wie bei unserer Hausspinne — unklug, ja gefährlich sein soll, ein solches Tier aus dem Hause zu verjagen.

Einmal kam ich dazu, wie meine javanische Kutschersfrau ihren Kindern im Stalle, da eben der Gekko sich hören ließ, eine offenbar grausliche Geschichte erzählte. Auf meine Frage danach wurde mir nach erster verschämter Weigerung schließlich unter Lächeln übersetzt, daß in den Dörfern die Überzeugung herrsche, daß der Speichel des Tieres giftig sei und, in menschliche Speise oder in den Trank gemischt, einen Hautausschlag hervorrufe. Die Giftmischer brauchten ihn deshalb, um gegen Bezahlung gefährliche Nebenbuhlerinnen um ihre Schönheit zu bringen.

Assistentenhaus in Padong-Bedogei.

Noch kein Europäer aber hat von dem Tiere Übles erfahren, und man gewöhnt sich fast gerne an die Stimme, die Ruhe und Sicherheit bedeutet inmitten des nächtlichen Geheimnisses der Umgebung. So ist der Gekko fast zum Schutzgeiste geworden, der über das Haus einen Schleier des Friedens breitet, indem nur unbehelligte Ruhe ihn zu seiner lauten Ausgelassenheit ermutigt.

* * *

Nahe Verwandte des Gekko sind die Tjitjaks, kleine, gelblich-graue, fast durchscheinende, niedliche Eidechschen. Aber während jener selten in Mehrzahl auftritt und sich allein durch seine Stimme bemerkbar macht, sind diese

stets in Menge vorhanden und bewegen sich sichtbar, aber lautlos über Plafond und Wände, sowohl tagsüber als namentlich beim Lampenlicht, das ihre Beute, die Insekten, anlockt. Und da stürmen sie denn auch wohl hinter dem sechsbeinigen Ungeziefer her auf die Tischplatte, darauf der Europäer mit seinem zur Insektenfalle gewordenen Tintenfaß sich abmüht, und wo er sein gegen Luftangriffe zugedecktes Bier- — oder Sodawasserglas stehen hat. Und, da die Tierchen stets in Gruppen vereinigt sind, haben sie auch oft unter einander zu tun, und es kommt vielfach vor, daß ein Pärchen im Liebeskampfe die Vorsicht vergißt und den Boden ob den Füßen verliert; dann purzeln sie laut aufklatschend von der Decke herunter auf den Boden, wo die lauernde Hauskatze sich blitzschnell auf die betäubte Beute stürzt, oder auf den Tisch, wo der Siesta haltende Westländer ob dem fremden urplötzlichen Geschehen aufschrickt. Ein Glück, wenn beim Aufschlagen der Fallenden nicht das Haupt einer gegen Reptilien empfindlichen Europäerin gestreift oder gar im Speisezimmer der Suppentopf ereicht wird! Aber niedliche Tierchen sind sie doch und nützlich durch das unermüdliche Aufräumen unter den lästigen Insekten — und sie gehören zum Hause wie die Bilder an den Wänden und die Lampen an der Decke.

Landstraße im Tabaksgebiet. Sonntagsverkehr.

* * *

Der junge Assistent hat den ersten Monat seiner Anpassungszeit im gastlichen Hause des Direktors oder eines älteren Kollegen zugebracht. Jetzt ist er selbständig genug geworden, um eigene Wirtschaft zu führen im eigenen Häuschen und mit eigener Bedienung, die er nun mit seinen gewachsenen Kenntnissen im Malayischen zu leiten vermag. Der ihm zugewiesene Pfahlbau liegt gegenüber der großen Tabakscheune in einem verwilderten Gärtchen hinter hohem Bambuszaune und muß, da er

seit Monaten leer gestanden, wieder aufgefrischt und wohnlich gemacht werden. Dabei helfen außer den neu eingestellten Dienern, dem Boy und Wasserträger, Insassen des Hospitales mit, deren Zustand leichtere Arbeit gestattet: Chinesen und Javanen. Man entfernt die frechen pflanzlichen Eindringlinge aus des Hauses Nähe, kratzt das Grün unter dem Baue und aus seinen Gräben weg und grenzt es durch Wege zu frisch abgesteckten Beeten und Rasenstücken ab. Und während die improvisierte Gärtnerschaft in diesen Beeten den alten Palmwedeln und bunten Krotonbüschen vor Schlinggewächsen und Lalang wieder freien Raum schafft, rumort es oben auf der Treppe, auf dem Flur, an den Wänden und im Dachgewölbe gegen Spinnen, Wespen, Atapstaub und Sägemehl. Und mit Staunen sieht der künftige Hausherr am Fuße all der vielen Pfosten oben im Hause und darunter die braunen Häufchen feinen Mehls, das aus unzähligen haselnußgroßen Löchern zu stammen scheint, welche die Holzsäulen, die Tiangs, bis hoch hinauf bedecken. Darum herum aber fliegen und brummen in Wut und Haß scharenweis große schwarze Hummeln, von denen ab und zu welche in die Löcher verschwinden. „Kumbangs" nennen die Kulis diese Holzfresser und schlagen mit den breiten Klingen ihrer Grasmesser hie und da einen der Brummer zu Boden. Aber diese haben einen dicken Schädel, der ihnen erlaubt, sich aus dem Staube zu machen, bevor eine neugierige Hand sie ergreift.

„Das sieht nicht gerade Vertrauen erweckend aus," meint der Junge zu seiner Umgebung, als er die durchlöcherten Säulen seines Palastes mustert, „da fände ein Samson nicht mehr viel zu tun übrig." Aber die bezopften Gesellen lachen ob seiner Besorgnis, und der Zimmermann, der eben anlangt, um ein paar morsche Bretter im Boden zu ersetzen, versichert, daß der Bau aus altem, des Splintes entkleidetem Urwaldholze noch manchem Sturm zu trotzen vermöge. Die Kumbangs würden aus dem bewohnten Hause von selbst in dem Maße verziehen, daß man ungestört darin verweilen könne.

So wird denn alles rein gescheuert, die Wände werden frisch gekalkt, und die erreichbaren Hummellöcher mit Papier und Holz verstopft. Dann wandert das erste dürftige Mobiliar in die Räume, ein paar Bilder und Hirschgeweihe kommen an die Wände — und der Robinson ist installiert, wohnlich eingerichtet, wie es sich für einen Urwaldbezwinger von selbst versteht, der mit Absicht und Wonne dem heimatlichen Luxus entflohen ist. Näher zur Na-

Batakerfrau von Sumatra in ihrer seit Jahrhunderten unveränderten Tracht mit schwerem silbernem Ohrschmuck, der den Reichtum des Ehemanns verkündet.

tur, näher zu Urmensch und Tier, das hat er nun erreicht und ist ganz glücklich in seiner teils selbstgewählten, teils von der Natur gebotenen Umgebung. Drunten ein paar Hühner, Enten und einen Affen an der Kette, oben Hund und Katze und die Kumbangs, die sich in ungestörter Höhe und Tiefe weiterhin ihrem Holzfraße hingeben, der ihnen zugleich Wohnung und Sicherheit verschafft. Und ihre Speisung spielt sich eben so wenig lautlos ab wie ihr Fliegen durch die Räume von Pfosten zu Pfosten oder zu einem Abstecher ins grüne Freie; ja, ihre

Tafelmusik ist recht hörbar und entsteht durch die Reibung zwischen Maul und Teller, wozu das Geräusch der mitbewegten Flügel im hohlen Gange kommt. Es entsteht da ein Surren und Knuspern, das Tag und Nacht zum innern Leben des Hauses gehört und bald als „heimeliger Ton" empfunden wird. Da die ungestümen Kobolde tagsüber sich vor den Krallen der immer zum Spielen aufgelegten Katze hüten müssen, kommen sie mit dem ungeschützten Menschenhaupte immer seltener in Berührung: sie verziehen sich wirklich, wie es der chinesische Zimmermann vorausgesagt. Ihr Brummen aber schläfert des Nachts den Müden ein, und über Tag vernimmt er es bald nicht mehr.

Diese Kumbangs (Xylocopa morio) begleiten den Sumatraner durch sein ganzes dortiges Leben, im eigenen Hause, bei Gastfreunden, in Holzschuppen, Ställen und Scheunen, überall dort, wo sie trockenes Holz an Pfosten und Planken finden, und zwar in nicht sehr fleißig benutzten Räumen. Auch er ist ein Hausgeist, ein genius loci, der aus der Umgebung nicht wegzudenken ist, obgleich er bald nicht mehr besonders beachtet wird.

* * *

Während diese drei Tiergattungen dem Menschen in jedem sumatranischen Hause begegnen, ja unbedingt zu ihm gehören, ist das Erscheinen anderer Lebewesen mehr zufälliger Art, sei es nun ein Überfall von weißen Ameisen, sei es die in der Regenzeit allabendliche Insekteninvasion um die Lampe, sei es das Verirren eines Scorpions oder Tausendfüßlers in die Wohnung. Diese zählen alle nicht zur Hausgenossenschaft und werden nach Kräften abgewehrt. Auch möchte ich jene große graugrüne Kröte nur halb dazu rechnen, die jahrelang meine zu ebener Erde gelegene Badekammer bewohnte und allabendlich unter dem Fußbrette hervorhüpfte, wenn die Wasserkübel sich

Karobataker, der noch Kannibale war, von der Karohochebene auf Sumatra.

über den Badenden ergossen. So treu sie aushielt, so gehörte sie doch unter das Haus und mußte dort besonders aufgesucht werden.

Von einem Tier jedoch wäre noch zu berichten, das vom menschlichen Bewohner selbst in sein Haus gesetzt und zu einer Art Hausgeist berufen wird — was natürlich auch ebenso von den treuen Genossen Hund und Katze behauptet werden könnte. Immerhin unterscheidet sich jenes spezifisch indische Haustierchen von den andern durch die Eigenschaft, daß es ausschließlich durch sein sprachliches Nachahmungsvermögen dem homo sapiens näher gebracht wird. Ich denke an den Vogel Beo (Gracula javanensis), den schwarzblau schillernden großen starenartigen Gesellen mit den rotgelben langen Ohrlappen. Dieser mutwillige, quecksilberige Vogel wird ebenso gerne von den Eingebornen wie vom Einwanderer gehalten, und er belebt mit seiner Geschwätzigkeit, die ein unglaubliches Beobachtungsvermögen verrät, tagsüber das ganze Haus. Er wird jung eingefangen und dem Europäer mit der Versicherung angeboten, daß die zum Sprechen nötige Operation, das Schlitzen der Zunge und ihr Bestreichen mit einem goldenen Ringe bereits erfolgt sei, also der Kunst des Vogels nichts mehr im Wege stehe. Was es mit dieser Vorbereitung auf sich hat, weiß ich nicht zu sagen; nie habe ich einer solchen Operation beigewohnt und kenne den Handelsgeist der Malayen zur Genüge, um jene Geschäftseinleitung eher als Aufschneiderei denn als Wahrheit zu taxieren. Tue ich ihnen damit aber unrecht, dann bitte ich um Verzeihung.

Wohnhäuser eines Batakerdorfes auf der Karohochebene von Sumatra.

Auch ich hatte meinen Beo, solange ich in Deli weilte; allerdings nicht immer den gleichen, denn auch diese „Unsterblichen" sind sterblich. Aber sie waren leicht zu ersetzen und halten im allgemeinen recht lange aus bei reichlicher Nahrung mit Pisangs (Bananen) und den kleinen roten Schoten des Vogelpfeffers. Der Vogel frißt mit unglaublicher Hast, und ebenso fabelhaft ist der Durchzug seines Leibes: kaum geladen, schon verschossen! Seitdem

das Maschinengewehr erfunden, haben wir einen Vergleich.

Ebenso rasch wie seine Verdauung ist der ganze Lebensrhythmus des Vogels. Immer in Bewegung und meistens im Geschwätz oder Gesang, wobei er aus der Umgebung nachahmt, was ihm auffällt und behagt: Singvögel, Hühner, Enten, Gänse, Affen, Hunde, Katzen — und Menschen. Dabei trifft er den Lautfall, die Tonhöhe und Klangfarbe mit solcher Naturtreue, daß man irre geführt wird, steht man nicht vor dem Käfig. Er ruft die Bedienung, wie es der Herr oder die Herrin tun; hat jemand ein auffallend schallendes Lachen, so kopiert er es so genau, daß man ob der Naturtreue erschrickt. — So war die Frau eines meiner Freunde gestorben; ihr Beo aber war im Hause geblieben, und damit auch ihr herzliches Lachen, das mir das Blut zum Herzen trieb, als ich es bei meinem ersten Trostbesuche zu hören bekam.

Unser indischer Waschmann hatte, um allfällige Diebe zu erschrecken, seinen Vogel den barschen Befehl: „djangan masok!" (Tritt nicht ein!) gelehrt, und der oben unter dem Dach Verborgene donnerte jeden, der sich dem Häuschen näherte, damit an. Ein Landsmann hatte sich den Spaß geleistet, seinen Beo in ein Charakteristikum heimischer Laute einzuweihen, und dieser verblüffte Kundige und Unkundige mit dem Geschmetter von — zartes Empfinden verzeihe mir die Reminiszenz! — „Potzmillionechaib!"

Aber der Beo ist keine willenlose Maschine, kein Radio und kein Grammophon; er ahmt nur nach, was ihm behagt, und hat da seinen eigenen Geschmack. Darum ist es viel interessanter, sich von ihm mit Gaben unterhalten zu lassen, die er aus eigenem Ermessen spendet, aus eigenen Beobachtungen der Umwelt, als mit Eingetrichtertem menschlicher Weisheit. Und mit diesen seinen Wahrnehmungen bereitet er ein Hauptvergnügen, indem ihm vom Menschen kaum beachtete Geräusche wichtig erscheinen und er damit oft wahre Rätsel aufgibt. Da wird die emsige Hausfrau plötzlich durch das Echo eines täglichen, ganz untergeordneten Befehls an den Wasserträger überrascht, oder es werden Töne laut, deren Ursprung erst durch Schärfen der eigenen Aufmerksamkeit erkannt wird.

So ist der Beo ein fröhlicher, unterhaltender Hausgenosse, den das Wunder seiner Sprachgewandtheit dem Menschen in eigentümliche Nähe rückt.

Damit habe ich versucht, dem sich für Indien Interessierenden ein Kapitel aus der Intimität des Hauses zu verraten. Es sind keine großen Geschehnisse und überwältigende Gestalten; aber auch das Leben dort bewegt sich nicht in höheren Wellen als hier in der Heimat. Auch dort ist es aus tausend Kleinigkeiten zusammengesetzt, aber meist aus andern als im Abendland, und darum mag auch deren Schilderung da und dort Interesse finden.

Der Kaiser. Von Thu-Fu (714—774.)

Auf seinem Thron von neuem Golde sitzt
Der Sohn des Himmels, funkelnd von Geschmeide,
Die Mandarinen hocken um ihn her.

Er glänzt wie eine Sonne unter Sternen,
Die Mandarinen reden ernste Dinge
Mit ernstem Mund und ernst erhobner Hand.

Des Kaisers Sinn ist durch das offne Fenster
Enteilt: dort ruht die Kaiserin, die holde,
In ihrem Pavillon aus Porzellan.

Gleich einer Blüte, wundervoll entfaltet
In zartem Laubwerk: also ruht sie wartend
Unter den jungen Damen der Begleitung.

Sie findet, daß ihr Liebster allzulange
Im Rate weilt. Voll Ungeduld und Sehnen
Bewegt sie ihren Fächer hin und her.

Da trifft ein Hauch von süßen Wohlgerüchen
Mit weichem Flügelschlag des Kaisers Antlitz,
Und voller Unruh fühlt er nur noch dies:

„Mein schönes Weib schickt mir mit ihrem Fächer
Die Düfte ihrer Lippen, die ich liebe . . ."
Und er erhebt sich, schimmernd von Geschmeid,

Und richtet seine Schritte der Behausung
Der Gattin zu . . . Die Mandarinen starren
Einander an, verwundert, fassungslos.

*) Die fünf Gedichte der vorliegenden Nummer entnehmen wir der 1926 im Inselverlag, Leipzig, erschienenen Sammlung von Hans Bethge: Die Chinesische Zauberflöte. Die Beispiele, die wir aus verschiedenen Zeitaltern ausgewählt haben, empfehlen das hübsche Büchlein ohne weiteres jedem Liebhaber einfacher Lyrik. Bethge machte sie uns mundgerecht durch sinngemäße, schlichte Übertragung, ohne die Formkünsteleien der Originale nachzuahmen.